



Hinrich C. G. Westphal



Die Seele geht zu Fuß

Erlebnisse und
Weggedanken

BRUNNEN



Hinrich C. G. Westphal

Die Seele geht zu Fuß

*Erlebnisse und
Weggedanken*

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Die Kapitel „Heiligabend“, „Besuch“ und „Geschenk“
als Erstveröffentlichung in: Hinrich C. G. Westphal,
Schick deine leisen Boten. © 2010 Kreuz Verlag
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg i. B.



© 2018 Brunnen Verlag Gießen
Lektorat: Eva-Maria Busch
Umschlagfoto: Shutterstock
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Innenfoto Seite 137: Boris Rostami
Satz: DTP Brunnen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7655-0990-2
www.brunnen-verlag.de



Inhalt

Mäuerchen	7
Flüchtling	9
Schreiben	11
Überzeugung	13
Freiheit	15
Zweifel	17
wahrheit	18
Landschaft	19
Klassentreffen	21
Trauer	23
Glaubwürdig	25
trost	27
Thielicke	28
Kämpfe	30
Gefängnis	33
Heiligabend	35
Besuche	37
Freizeit	39
Gute Nachricht	40
Wahrheitsliebe	42
Rosen	44
Trompete	46
Abschied	48
Humor	51

Abholen	53
Sieben Wochen ohne	55
Gemeinschaft	58
Weiße Rose	60
Melodie	63
Stehpult	65
Vorurteile	67
Namen	69
Neugier	71
Taxi	72
Fahrten	74
Dankbarkeit	76
Angst	78
Halloween	80
Engel	84
Dieb	86
Andere Zeiten	89
Übergang	91
Geschenk	93
glanz	94
Mein vierter König	95
Herz	98
UKE	100
Cuxhaven	102
wieder daheim	105
Friedhof	106
nicht jeder	109
Nachbarschaft	III

Charly	114
Leben	116
Freundschaft	121
Würde	124
Schätze	127
Zeit	129
Sitzungen	131
Entschleunigung	134
Begegnung	136
Durchreise	139

Mäuerchen

Ein Mäuerchen wars, kaum eine Mauer zu nennen, einen Meter hoch und das ist vermutlich noch übertrieben. Ich betrat es in Feierabendlaune und hüpfte fröhlich hinunter, sonst eine meiner leichtesten Übungen. Aber dann kam ich irgendwie falsch auf, knickte um und rumms! – lag ich auf dem Gehweg, Tasche und Akten um mich herum verstreut. Erstaunt sah ich die Welt von unten an, eine Perspektive, die mir seit Kindertagen fremd war.

Zwei junge Mütter sammelten meine Sachen auf, ihre Kinder schauten interessiert zu, mir war es hochnotpeinlich. Dankend nahm ich meine Sachen in Empfang, versuchte einen selbstironischen Satz und machte mich humpelnd davon.

Zu Hause, im Sessel, musste ich noch länger über meinen Fall nachdenken. Natürlich kann solch ein Fehltritt auch jungen Leuten passieren, ich aber bezog ihn auf mein fortschreitendes Alter. Es ging ja kein Weg an der Selbsterkenntnis vorbei, dass ich älter und irgendwann alt würde. Das zu akzeptieren fiel mir schwer, weil ich mich in meiner Fantasie und in meinen Träumen bisher ganz anders gesehen hatte: Da war ich ein dynamischer jüngerer Mann, der mutig auf Bäume kletterte, sportlich über Hecken

flankte und Frauen imponierte – aber keinesfalls ein grauhaariger Senior, der hilflos neben einem lächerlichen Mäuerchen lag.

Oft pflegen wir ja ein Bild von uns, das längst der Vergangenheit angehört. So tut sich ein Zwiespalt zwischen Eigenwahrnehmung und Außenwahrnehmung auf. Schon der achtunddreißjährige Dietrich Bonhoeffer fragte in dem Gedicht „Wer bin ich?“:

Bin ich das wirklich,
was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das,
was ich selbst von mir weiß?

Um das zu beantworten, lohnt es sich allemal, innezuhalten und sich zu erinnern, aber auch selbstkritisch in den Spiegel zu schauen und ebenso realistisch wie hoffnungsvoll nach vorn zu blicken. Das will ich auf den folgenden Seiten versuchen.

Flüchtling

In der Tiefe meines Schrankes finde ich einen Flüchtlingsausweis des Landes Niedersachsen, vergilbt, aber leserlich, auf Hinrich Westphal ausgestellt am 1. April 1949 in Hildesheim. Auch ich war also einmal ein Flüchtling, wenn auch nur der weniger dramatischen Gruppe B. Zuvor war meine noch fünfköpfige Familie aus Berlin evakuiert, wo mein Vater Pastor war, und im brandenburgischen Glöwen untergekommen, einem Dorf nahe Perleberg. Im Krankenhaus dieses Städtchens erblickte ich 1944 das Licht der Welt als „Perle von Perleberg“, wie mein Vater in liebevollen Augenblicken scherzte. Im Wohnzimmer des Glöwener Pfarrhauses wurde ich getauft, dann aber flohen wir vor den Russen weiter in ein Dorf nahe Hildesheim. Heute bin ich nach einigen Zwischenstationen in Hamburg heimisch geworden.

Als sich vor Kurzem in dem Haus meines Vereins „Andere Zeiten“ eine Pfarrerguppe aus Perleberg ansagte, war ich gern ihr Referent. Es war für mich auch eine Begegnung mit der Vergangenheit. Als ich dabei sogar den heutigen Pastor von Glöwen traf, schenkte ich ihm zwei Bücher aus meiner Feder. Sicher etwas sentimental, aber dass meine Bücher nun in dem

Haus stehen, in dem ich getauft wurde, ist für mich eigentlich ein schöner Gedanke.

Schreiben

Ich weiß nicht, ob ich je Lokomotivführer werden wollte. Aber sobald ich lesen und schreiben konnte, versuchte ich mich als kleiner Dichter, wenn auch mit zweifelhaftem Erfolg. Noch heute zitieren meine Geschwister, wenn sie mich aufziehen wollen, Zeilen aus meinem Erstlingswerk mit der unwidersprochenen, aber sinnfreien Erkenntnis „Der Wald ist eben doch Natur“. Wenn ich mich recht erinnere, hieß der zweite Vers:

Gehn wir weiter durch den Tann,
blickt uns auf einmal ein Häschen an.

Ganz erschrocken, es und wir,
steht man dann im Walde hier.

Ist nur Erde oder Sand,
wo eben noch das Häschen stand.

Wir sehen wie im Traum ja nur:
Der Wald ist eben doch Natur.

Heute weiß ich: Nicht jeder, der Deutsch kann, ist schon ein Dichter, auch wenn meine Reime oder freien Gedichte inzwischen bei Familienfesten freundlichen Beifall fanden oder auch für die eine oder andere Veröffentlichung gut sind. Nach meinem eigenen

literarischen Waldsterben gelang mir – insbesondere
wenn es einer Freundin gewidmet werden sollte –
doch das eine oder andere kleine Gedicht:

sonne gleißend über steine
sanft vom meer ein blauer hauch
losgelassen warm die beine
felsig erdig schmiegt der bauch
gar nichts nie nichts je versäumtes
stunden uhren ungedacht
blinzeln träumt sich ungeträumtes
und die welt entzieht sich sacht

Aber vielleicht sollte ich mal mit meinem Umwelt-
verband reden, ob der Wald nicht doch Natur ist –
oder wenigstens sein sollte.

Überzeugung

Die Verkäuferin, die mich beim Kauf eines Duftwassers beriet, wirkte erfahren und geschmackssicher. Sie sprühte mir diverse Wässerchen auf Papierstreifen und hielt sie mir unter die Nase. Bei einem sagte sie empfehlend: „Diesen Duft haben wir in letzter Zeit besonders oft verkauft.“

„Oh“, reagierte ich erschrocken, „soll ich das gut finden, wenn alle Leute genauso riechen wie ich?“

„Ja, denn dann sind Sie doch voll im Trend!“

Ich dachte an den ironischen Spruch, dass Millionen Fliegen sich nicht irren können, und ging. Der Wert einer Sache liegt für mich eben nicht in der Quantität ihrer Anhänger, im Gegenteil: Häufig bemerke ich bei mir einen Antitrendeffekt. Ich will nicht uniform sein, sondern unverwechselbar.

„Du bist nicht die anderen!“, kritisierte schon mein Vater, wenn ich versuchte, schlechte Schulnoten mit dem Hinweis auf das Abschneiden anderer Klassenkameraden zu relativieren. Als kämpferischer Pastor brachte er seinen vier Kindern bei, dass überzeugte Christen immer eine Minderheit sein würden, aber auch das „Salz der Erde“.

Zu Hause und in der evangelischen Jugend fanden wir viel Bestätigung und Bestärkung. Wenn dann au-

ßerhalb unseres Elternhauses kritisch über Bibel und Glauben diskutiert wurde, traten wir überzeugt und selbstbewusst auf. Später studierten alle vier Theologie – um Pastoren oder Lehrerinnen zu werden.

Freiheit

Eigentlich wollte ich in meiner Eppendorfer Kneipe nur ein Glas Rotwein trinken. Aber mein Thekenachbar, ein Lehrer aus Leipzig, hatte offenbar den Wunsch, einem Pastor mal ordentlich die Meinung zu sagen.

„Ich bin Naturwissenschaftler“, stellte er sich vor, „und halte rein gar nichts von der Bibel, erst recht nichts von Gott!“

Ich führe solche Gespräche ja seit Jahrzehnten und bin dabei nicht leicht zu erschüttern. Doch als ich mit ihm diskutieren wollte, zeigte sich: Er hatte null Ahnung! Die Bibel hatte er nie gelesen, erst recht nicht irgendwelche theologischen Erkenntnisse der letzten hundert Jahre. Er hatte nur abgegriffene Vorurteile zu bieten. Ich war geschockt, weil ich finde, dass man dieses wichtige Dokument unserer christlich-jüdischen Tradition wenigstens kennen sollte.

Dann aber fing er von der Theodizee an, von der Frage also, warum Gott Kriege und KZs, Gewalt und Leiden denn zulasse. Ein wichtiges Thema, an dem sich schon Generationen von Theologen die Zähne ausgebissen haben. Warum hatte Gott die Nazis nicht gestoppt, warum griff er nicht im Irak oder in Syrien ein? Was ist der Sinn von millionenfachem Leid?

Ehrlich gesagt: Ich weiß es nicht. Ich vertraue aber dem, der einen höheren Sinn kennt. Und ich glaube, dass er uns Menschen die Freiheit ließ, unseren eigenen Weg zu wählen, zum Guten wie zum Bösen.

Mein Nachbar regte sich immer mehr auf: Was sei das für ein ohnmächtiger Gott, der Diktatoren und ihren Handlangern nicht in den Arm falle?

Als er sich irgendwann beruhigte, fragte ich ihn, ob er Vater sei. Stolz bejahte er das, sein Sohn sei dreiundzwanzig.

„Ein spannendes Alter mit vielen Weichenstellungen“, meinte ich, „da wirst du sicher sehr auf ihn aufpassen und eingreifen, wenn er falsche Wege einschlägt.“

„Um Himmels willen!“, rief er empört. „Wo denkst du hin! Ich werde mich hüten, ihm irgendwie reinzureden. Schließlich ist er erwachsen, da brauchen wir unsere Freiheit!“

„So ist es“, sagte ich.